

„Man hat sich bemüht“

Peter Merseburger: Willy Brandt 1913–1992. Visionär und Realist, Stuttgart/München: DVA 2002, 927 S., 32,00 €

Der konservative Publizist und Politikwissenschaftler Hans-Peter Schwarz hat Willy Brandt eine „sozialdemokratische Jahrhundertgestalt“¹ genannt. Denn dieser war nicht nur in der „alten“ Arbeiterbewegung (die sich selbst als „moderne Arbeiterbewegung“ bezeichnete) groß geworden; sie wurde dem Vaterlosen und Emigranten über vier politische Systeme hinweg auch Familie und Heimat. Mit ihr häutete er sich. Und wie kaum ein anderer formte er ihren Wandel von der klassischen Arbeiterpartei zur linken Volkspartei der Republik von Bonn. Nichts mag diesen Wandel eindrücklicher veranschaulichen als ein Vergleich von Brandts „Ankunft“ in dieser Arbeiterbewegung und seinen „Abschied“ von der Bonner Republik. Peter Merseburger beschreibt dies – die proletarischen Prägungen in der Muttersstadt Lübeck und das Staatsbegräbnis im Berliner Reichstag (und vieles andere) – in seiner Brandt-Biografie sehr anschaulich und eindrücklich.

Bislang verfügten wir über einige, darunter durchaus glänzende biografische Skizzen, die jedoch zumeist nur wenig mehr als eine Seite der Persönlichkeit ausleuchten. So hat Gunter Hofmann einen historischen Essay über den für eine ganze Generation lebensbiografisch bedeutsamen politischen Hoffnungsträger vorgelegt, der Osloer Historiker Einhart Lorenz hat ganz wesentliche, luzide Beiträge zum Verständnis und Wirken des Exilpolitikers Brandt in Skandinavien geleistet, der Publizist, Schriftsteller und Leiter der so genannten Schreibstube im Kanzleramt, Klaus Harpprecht, hat die schwüle Atmosphäre in der Regierungszentrale in den Jahren 1973 und 1974 eingefangen und die Journalistin Carola Stern einen sympathisch-sympathisierenden Essay über den politischen Lebensweg vorgelegt, der diesen aber streckenweise zu stark glättet. Neigten die Autoren der Abrisse über den Bundeskanzler Brandt, die in den einschlägigen Sammelbänden über die Kanzler der Republik bisher geschrieben wurden, zu zweifelhaften oder überzogenen Pointierungen, so blieben die breiter angelegten Monografien von Terence Prittie und Peter Koch entweder recht farblos oder wiesen zahlreiche sachliche Mängel auf.² All dies sprach sehr dafür, endlich eine Brandt-Biografie nicht mehr nur mit Hilfe vorwiegend journalistischen Materials sondern direkt aus den Quellen zu schreiben, die es ja gibt. Sie liegen im Willy-Brandt-Archiv im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung. Die bis dato erschienenen Bände der Berliner-Ausgabe wichtiger Reden, Aufsätze und Briefe Brandts, die die Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung herausgibt, ragen insofern als erste, leuchtende Spitzen eines mächtigen Eisbergs an bislang erschlossenem biografischen Material hervor.³

1 Hans-Peter Schwarz: Das Gesicht des Jahrhunderts. Monster, Retter und Mediokritäten, Berlin 1998, S. 672.

2 Vgl. Terence Prittie: Willy Brandt, Frankfurt am Main 1973; Peter Koch: Willy Brandt. Eine politische Biographie, Berlin 1988.

3 Bislang erschienen sind die Bände 1, 2, 4, 5, 7 und 9 der Berliner Brandt-Ausgabe (alle Bonn).

Der erste Versuch, an die Wasseroberfläche des bislang Sichtbaren zu gelangen, unternahm Gregor Schöllgen in einer mit leichter Feder geschriebenen, handlichen Biografie, die den politischen Lebenslauf Brandts als eine Folge der Niederlagen identifiziert, aus denen der vielfach Abgeschriebene immer wieder gestärkt, jedenfalls niemals entmutigt, hervorging.⁴

Peter Merseburger ist gründlicher. Er stellt uns Brandt als „Visionär und Realisten“ vor; aber das „Und“ mag nicht zu überzeugen. Eine solche Gegenüberstellung oder Addition hätte Brandt wohl als gestelzt empfunden. Gute Politiker sind immer „praktische Visionäre“ (Johannes Rau). Nichts anderes war Brandt, der mit politischer Macht etwas anfangen konnte und wusste, wozu sie sich missbrauchen lässt. Freilich: Jemand, der es sich selbst nicht leicht gemacht hat, macht es auch anderen nicht leicht, die Facetten, Umwege, Sprünge und Stränge seines Lebens auszuleuchten. Deswegen gilt: Die interessantesten Bücher über Brandt stammen von ihm selbst. Selbstverständlich sind sie – wie alle autobiografischen Rekonstruktionen – kritisch zu lesen, entstanden sie doch im oder neben dem politischen Tagesgeschäft. Doch zeigen sie darüber hinaus: Hier sucht jemand nicht nach selbsttätiger Verewigung des eigenen Ruhms, sondern nach den persönlichen und gegebenen historischen Bezügen eigenen politischen Handelns, auf das er nicht nur zufrieden und ansonsten bescheiden zurückblickte. Merseburgers Buch ist endlich das Korrektiv zum Selbst-Erinnerten. Es ist aber noch mehr: Gunter Hofmann, einer der wenigen Journalisten, der Brandt aus größerer Nähe kennen lernen konnte, hat einmal gemeint, dass wer das Geheimnis „eines Lebens mit solchen Brüchen und Widersprüchen, mit häufigem Scheitern und Neuanfängen, mit Kleinkariertheiten und Großartigkeiten, [das] sich zu einer solchen Erfolgsgeschichte verdichtet“, lösen will, sehr neugierig „auf diesen Lebenslauf eines Deutschen“ sein muss.⁵ Merseburger ist dies zweifellos. In 16 langen Kapiteln beschreibt er große Geschichte und lässt die kleinen Geschichten nicht aus. Er schreibt respektvoll und mit Sympathie, aber nicht hagiografisch. Er berichtet detailliert über das, was war und erzählt, was vielleicht hätte anders verlaufen können.

Nach der Lektüre weiß man mehr als jemals zuvor über Willy Brandt, aber es bleiben Defizite: Zu kurz und unscharf gerät die Zeit nach dem Rücktritt vom Kanzleramt, nach 1974, das Agieren des Parteivorsitzenden. Vielleicht, weil der „Staatsmann“ sich vom Parteipolitiker abzuheben hat. Aber Brandt war gerade beides: Der Parteivorsitz war ihm das liebste Amt, die wichtigste Ressource für das politische Wirken im In- und Ausland. Anders als Adenauer, der niemals seinen Fuß über die Schwelle der CDU-Parteizentrale gesetzt haben soll, war Brandt in der SPD-„Baracke“ zu Hause. Der Beitrag, den er für die Akzeptanz und Legitimation der Bonner Parteiendemokratie leistete, kann deshalb kaum überschätzt werden. Der Ruf, den die deutsche Sozialdemokratie genoss, ging nicht zuletzt auf Brandts Reputation und Integrität zurück.⁶

4 Gregor Schöllgen: Willy Brandt. Die Biografie, Berlin 2003.

5 Gunter Hofmann: Ikone der Republik, Besprechung von Gregor Schöllgen, Willy Brandt, in: *ZEITLITERATUR*, Sonderbeilage *DIE ZEIT* vom 4.10.2001, S. 71.

6 Vgl. hierzu meine Antrittsvorlesung an der Ruhr-Universität Bochum „Willy Brandt und die Bonner Republik“, in Auszügen dokumentiert in: *Frankfurter Rundschau* vom 19.11.2001 (unter dem Titel: „Innerparteiliche Stromlinienförmigkeit ist nicht erstrebenswert“).

Verändert die Lektüre auch unser Brandt-Bild? Räumt sie mit gängigen Stereotypen auf oder bestätigt sie diese? Auch hier bleibt die Bilanz zwiespältig.⁷ Zeichnete sich einer der „wichtigen Bewegten des 20. Jahrhunderts“⁸ durch zu wenig Härte gegenüber den Widersachern, aber vor allem gegenüber sich selbst aus? Merseburger bleibt bei diesem Urteil und manchmal möchte man meinen, einer wie Brandt war zu gut für die Niederungen der Politik. Eine solche Annahme führt jedoch in die Irre: Willy Brandt war zeitlebens ein *homo politicus* mit mehr Machtbewusstsein und Sinn für das Mögliche ausgestattet, als es denjenigen erschien, die in ihm den ewigen Dissidenten und Hoffnungsträger deutscher Geschichte erblickten – eben „im unverdrossenen Dienst am Frieden und sozialen Fortschritt – im Innern wie nach außen“.⁹

Karsten Rudolph

7 Helga Grebing: Auf dem schwierigen Weg zu einer wissenschaftlich fundierten Biographie Willy Brandts, in: Geschichte als Last und Chance. Festschrift für Bernd Faulenbach, hrsg. von Franz-Josef Jehlich und Stefan Goch, Essen 2003, S. 537–546.

8 Hans Mayer: Erinnerungen an Willy Brandt, Frankfurt/M. 2001, S. 21.

9 Willy Brandt: Die Abschiedsrede, Berlin 1987, S. 12.

